

I. 256.

## **Inge Aicher-Scholl, Schwester von Sophie Scholl**

**1945 in Ewatingen**

**vermittelt durch: Juliane Kühnemund, BZ-Redaktion Bonndorf**

### **Schutz in der „Arche“ über dem Wutachtal**

*Inge Aichinger-Scholl berichtet, wie sie nach der Verhaftung ihrer Schwester Sophie Scholl und ihres Vaters mit ihrer Mutter im Juli 1943 aus dem Gefängnis in **Ulm** auf den Bruderhof bei **Ewatingen** kam, wo beide rührend von dem Ehepaar Binninger aufgenommen und versorgt wurden. Sieben Wochen im Jahr 1944 war bei ihnen auch der katholische Schriftsteller Theodor Haecker zu Gast. Sie beschreibt das Leben auf dem Bauernhof, wo auch der polnische Kriegsgefangene Josef zur Familie gehörte. Im November 1944 wurde Vater Scholl entlassen und kam ebenfalls nach Ewatingen. Im März 1945 suchte Otl Aicher, an der Westfront desertiert, Unterschlupf im Bruderhof. In einer nahen Kapelle trifft sie auf drei jugendliche Volkssturm-Soldaten, die sie mit Essen versorgt, aber nicht aus ihrer Uniform bringt: sie gehen in französische Gefangenschaft. Ihre Mutter wird bei einem Artillerieangriff auf Ewatingen fast selbst getötet. Viele deutsche Soldaten auf der Flucht kommen zum Bruderhof. Dann die Franzosen, die den Hof stürmen, plündern, den Hofhund in die Augen schießen. Bis ein Schild, dass die Insassen als NS-verfolgte ausweist, sie von solchen Übergriffen bewahrt. Im Mai kommt ein Ulmer, um den Vater abzuholen, der in Ulm als Oberbürgermeister gebraucht wird.*

Der Bruderhof

Fünf Tage nach dem Tod meiner Geschwister Hans und Sophie stand morgens die Gestapo in unserer Wohnung und nahm die ganze Familie in Sippenhaft. Nur mein jüngster, 20jähriger Bruder Werner, der zufällig in diesen schicksalhaften Tagen auf Urlaub von der Ostfront gekommen war, blieb in der leeren Wohnung zurück. Ihn brauchte man wieder an der Front, ein gutes Jahr später wurde er als vermißt gemeldet. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Meine Mutter, mein Vater, meine Schwester Elisabeth und ich wurden in ein Ulmer Gefängnis gebracht, nicht weit vom Ulmer Münster und unserer Wohnung entfernt. Dort verbrachten meine Mutter und ich fünf Monate, meine Schwester wurde wegen Erkrankung etwas früher entlassen, und mein Vater kam erst im November 1944 frei, er war von Ulm in eines der schlimmsten Gefängnisse, nach Kislau, transportiert worden.

Nachdem meine Mutter und ich Ende Juli 1943 aus dem Gefängnis entlassen worden waren, kam wiederholt die Gestapo ins Haus und wir waren nie ganz sicher, was aus uns werden sollte und ob sie uns nicht noch in ein KZ bringen würden. Da sagte ein treuer Kunde und Freund meines Vaters: „Das beste ist, Sie verlassen Ulm und suchen sich in Oberschwaben oder in Südbaden eine Bleibe, bis der Krieg vollends zu Ende ist - und damit auch die Naziherrschaft. Beide Regionen sind tief katholisch, die mögen die Nazis nicht.“ Ein Kriegskamerad von Herrn Binninger aus Ewatingen, der mit unserer

Familie seit Kindesbeinen verbunden war, vermittelte uns den Kontakt mit den Leuten im Bruderhof. Er meinte, das seien keinesfalls Nazis: „Da habt ihr eure Ruhe.“

Wir machten einen kurzen Besuch bei den Binningers in Ewattingen und sahen uns den einsam gelegenen Bruderhof an. Wir waren uns schnell einig. Im Juni 1944 verließen wir unsere schöne Wohnung am Münsterplatz in Ulm, nahmen in einem Möbelwagen mit, was wir brauchten und was uns lieb war, ließen einen Teil unserer Habe im dortigen Luftschutzkeller und übersiedelten in das stille Bauernhaus über der Wutachschlucht. Dort wurden wir mit warmer Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft aufgenommen. Es gehörte viel Mut dazu, Menschen wie uns, die vom Regime verfeimt waren, in sein Haus aufzunehmen.

Meine Schwester Elisabeth blieb in Ulm, sie war Kindergärtnerin. Damals wurde jeder halbwegs Gesunde, wenn er nicht schon einen Arbeitsplatz inne hatte, in die Rüstungsindustrie gesteckt. Ich selbst litt nach einer schweren Diphtherie, an der ich im Gefängnis erkrankt war, noch an den Nachwirkungen, vor allem an starken Herzstörungen.

Der Friede und die Freundlichkeit, die von den beiden Inhabern unseres neuen Heims, Franz und Kätherle Binninger, ausging, hat uns beiden unbeschreiblich wohlgetan, nach all dem, was wir in den letzten Jahren hatten durchstehen müssen.

Ein weiterer Hausgenosse im Bruderhof war Josef, ein polnischer Kriegsgefangener, ungefähr 40 Jahre alt. Die Binningers behandelten ihn wie ihren eigenen Bruder. Er aß selbstverständlich am Tisch mit, obwohl dies offiziell streng untersagt war. Und er saß abends, wenn er nicht zu müde war, mit dem jungen Bauern auf der Bank am Kachelofen und hörte Radio, was ebenfalls gegen die Vorschrift war. Josef war ein stiller, sehr ordentlicher Mann, von Haus aus sicherlich Landwirt, aber er konnte vieles mehr: schreinern, mauern, schlossern, kurz, er war bewandert in den klassischen Handwerken. Und da er so herzlich aufgenommen war, tat er die Arbeit, als sei es sein eigenes Anwesen.

Noch eins ist mir in Erinnerung geblieben. Josef war Familienvater und hing mit großer Liebe an seiner Frau und seinen Kindern im fernen Polen. Jede Kleinigkeit, die man ihm zusteckte, verwahrte er in einer Kiste, um sie eines Tages seinen Lieben mitzubringen, wenn endlich die Stunde der Befreiung und der Heimkehr gekommen war.

Wir fühlten uns im Bruderhof wie in einer Arche. Wir wohnten mit den Kühen und dem Jungvieh unter einem Dach, empfanden die Wärme des Stalles, den Geruch des frischen Heus in der Scheune, das gelegentliche Gebell des braven Schäferhundes Waldi, der uns bald duldete, oder das eifrige Gackern der Hühner. Herr Binninger stellte uns einige Kiste mit Gittern vors Haus und setzte uns Kaninchen hinein, die uns gehörten und mit denen wir bald freundschaftlichen Kontakt schlossen.

Wir erlebten den Sommer in dieser lieblichen Landschaft, in der Laub- und Tannenwald freundlich wechselten. Wir hörten das Rauschen der Wutach vom Tal bis zu uns herauf. In der Wutachmühle

lernten wir Leute kennen, die uns manche Tüte Mehl, ein Stück Wurst oder auch eine Flasche Wein ohne Bezugsscheine zusteckten. Da ich durch meine geschwächte Gesundheit nichts Anstrengendes arbeiten konnte, hatte ich zum ersten Mal seit Jahren Zeit, mich mit den Wiesenpflanzen und Blumen zu beschäftigen. Aus dem schönen Naturkundeunterricht, den ich als 11jährige in den ersten Oberschuljahren genossen hatte, erinnerte ich mich an ihre Namen. Ich ergründete ihr Zusammenleben auf der Wiese und begann, eine Art Wiesensoziologie auszudenken, zu der mir einige Märchen einfielen.

Wenige Minuten entfernt befand sich eine kleine Kapeile, für die die Bruderhof-Bewohner verantwortlich waren. Dort fand manchmal eine Messe statt. Und man konnte selbst den Angelus läuten. Es tat gut, dort allein zu sein und zu beten.

Wir luden bald einen Gast aus München ein, Theodor Haecker, der einen schweren Fliegerangriff erlebt hatte. Er verbrachte im Juli/August 1944 sieben Wochen bei uns. Er war ein bekannter katholischer Philosoph und hatte damals einen großen Einfluß weit über die katholische Welt hinaus besonders auf jüngere Menschen, auf diejenige Jugend in Deutschland, die in einem inneren Widerstand gegen das NS-Regime stand. Obwohl er vom offiziellen Kulturbetrieb ausgeschlossen und verboten war, lasen viele mit großer Begeisterung vor allem sein Buch "Was ist der Mensch". Niemand hat anschaulichere Worte über unser neues Domizil gefunden als unser 65jähriger Gast, die er uns zum Abschied ins Gästebuch schrieb:

„Vom 8. Juli bis 24. August 1944 habe ich sieben schöne reiche Wochen im Bruderhof als Gast der Familie Scholl verbracht. Vom ersten Augenblick an hat mich die Landschaft gefangen genommen, die das Siegel der abendländischen Kultur trägt; Römerstraßen und christlich-deutsche benediktinische Bauernarbeit nach dem Leitfaden: ora et labora. Meine Augen sahen sich jeden Tag satt an den edlen sanften Linien des welligen Landes, an den vielen Stufen des Grün der Wiesen und Wälder, dem immer neu überraschenden Schwung seiner Hügel. Ich sah das Korn reifen und gelb werden bis zur Ernte. Ich lebte unter der ehernen Sonne glorreicher Sommertage, ich sah den zunehmenden Mond und den vollen und den abnehmenden, ich sah die dunkle Nacht und den überreichen Sternenhimmel. Aber weil das Herz zum Herzen spricht, war doch das Schönste: ich durfte sieben Wochen gute Taten sehen und gute Worte hören von guten Herzen. Dafür danke ich und bitte Gott, daß er mit seiner Güte ihre Güte lohnen möge. 26. August 1944 Theodor Haecker"

Der Sommer verging, die Alliierten rückten auf allen Fronten vorwärts. Die Luftangriffe auch auf kleinere Städte nahmen zu. Wir erlebten erschüttert den 20. Juli, als noch ein Kreis von Offizieren, Diplomaten und ihre Freunde aus verschiedenen politischen Gruppierungen versuchten, den mörderischen Durchhalteparolen des Hitler-Regimes Einhalt zu gebieten. Am Morgen des 21. Juli, als ich mit Herrn Haecker einen Spaziergang machen wollte, öffnete sich die Küchentür und das Kätherle teilte uns entsetzt die Nachricht mit, daß eine Menge Offiziere wegen einem Aufstand gegen Hitler hingerichtet worden seien. Man erfuhr von Massenverhaftungen in ganz Deutschland. Immer wieder mußten wir um unseren Vater im Gefängnis bangen. Es wurde Herbst, die Laubbäume zwischen den

Tannen entfalteteten ihre Farbenpracht. Es wurde November und wir banden einen großen Strauß davon zum Empfang unseres Vaters, der Ende November 1944 offiziell entlassen werden sollte.

Würden die ihn entlassen, oder würde er, wie es häufig mit politischen Gefangenen geschah, schon beim Entlass an der Gefängnisporte von der Gestapo gefaßt und ins KZ verbracht werden? Mutter fuhr nach Kislau, um ihn abzuholen. Und als endlich am Abend der Postbus unten am Steintreppchen hielt, stiegen beide aus. Das war eine Heimkehr, ein Aufatmen, ein Wiedersehen! War auch Vater nur noch ein Schatten seiner einstigen Gestalt, wir würden ihn hier im Bruderhof schon hochpäppeln. An einem seiner Beine hatten sich im Gefängnis große offene Geschwüre gebildet, sogenannte Ödeme. Er mußte die nächsten Wochen das Bett hüten, und die Heilung wollte trotz aller Mühe des freundlichen Arztes aus Hüfingen nicht vorankommen. Die Wunden schlossen sich nicht.

Erst in den Tagen nach dem Kriegsende, als auch in unserer Gegend um Ewattinpen das NS-Regime in einem sinnlosen Chaos unterging, konnte er aufstehen und die Wunden begannen rasch zu heilen. Vielleicht sollte ich noch kurz über diese letzten Wochen und Tage berichten.

Eines frühen Morgens im März 1945 rief eine wohlbekanntere Stimme von der Veranda aus meinen Namen. Ich war gerade aufgestanden und öffnete die Tür. Da stand Otl Aicher, noch in Wehrmachts-Uniform. Er hatte sich auf abenteuerlichen Wegen von seiner Truppe an der Westfront entfernt und für sich den Krieg, den er nie bejahen konnte, beendet. Ich zog ihn schnell herein und führte ihn ins Schlafzimmer meiner Eltern. Eine herzliche Begrüßung und die ersten Worte meiner Eltern: „Du bleibst bei uns! Wo solltest Du auch sonst sicher sein?“ Auf Beihilfe zur Fahnenflucht stand standrechtliches Erschießen. Wir wußten es. Es galt also sorgfältiges Verstecken und Verschweigen, denn wir durften unsere Vermieter dieser Gefahr nicht aussetzen. Die Front rückte näher, aber es dauerte noch einige Wochen, bis endlich das sinnlose Morden ein Ende fand.

Es mochte zwei oder drei Tage vor dem Ende sein, so um den 24. April herum, die französischen Truppen standen schon bei Hüfingen, da entdeckte ich bei meinem abendlichen Gang zur Kapelle dort drei Jungen, sie mochten gerade 15 - 16 Jahre alt sein, Sie steckten in Wehrmachtsuniform, gehörten zum Volkssturm, den man als letzte Formation mit alten Männern und Jungen unter 18 Jahren aufgeboten hatte, um den bereits verlorenen Kampf fortzuführen. Ich brachte den ausgehungerten Kindern warme Milch in die Kapelle, Brot und einen Eimer warmes Wasser, damit sie sich waschen konnten.

Nach Rücksprache mit meinen Eltern bot ich ihnen Zivilkleider an von meinem vermißten Bruder Werner, damit sie noch rechtzeitig den Heimweg nach Hause schaffen konnten. Daß auf derartige Hilfe standrechtliches Erschießen stand, war bekannt. Die Jungen lehnten ab, sie sprachen von der neuen Waffe des Führers, sie wollten ihm treu bleiben. Meine Einwände, daß es vermutlich keinen Führer mehr gebe, daß wir einen anderen Weg suchen müßten, um dem Vaterland weitere Wunden und Verluste zu ersparen, halfen nichts. Sie blieben und wurden von den französischen Soldaten, die bald eintrafen, in Kriegsgefangenschaft genommen.

Inzwischen standen die französischen Truppen schon bei Hüfingen. Durch Vermittlungen gelang es, den vernünftigen, in Hüfingen stationierten französischen Colonel zu gewinnen, das Dorf Ewatingen nicht zu beschießen. Er ließ sich auf dieses Ersuchen ein unter der Bedingung, daß von Seiten der Bewohner keine militärischen Aktivitäten mehr zugelassen wurden.

Wir waren erschrocken, als wir in den nächsten Tagen hörten, die SS habe bei Achdorf ein schlimmes Massaker entfesselt, das eine eindeutige Herausforderung der anrückenden Franzosen bedeutete. Vergeltungsmaßnahmen setzten ein und wirkten sich auch auf Ewatingen aus. Darüber berichtete meine Mutter in einem Brief an Elisabeth: "Als ich gerade an Mesners Haus (in Ewatingen) war, ging es los, ich werde es wohl nie vergessen. Die Granaten sausten durch die Luft etwa von Blumberg her, und ich ging rasch hinter der Mauer beim Brunnen in Deckung... Beim Fußweg zur Mühle schlug eine ein und dann kam immer mehr, es war schrecklich"

Sie eilte in den Gipsbruch, wo sich schon viele Ewatinger hingeflüchtet hatten, auch der Pfarrer mit seinen Eltern. Es gab mehrere Verwundete, darunter ein zehnjähriger Bub, der einen Granatsplitter im Rücken hatte. Der Pfarrer gab ihm die Sterbesakramente, und das Kind starb in der Nacht darauf. Ein 17jähriger Junge war sofort tot. Die Granate, die in der Nähe meiner Mutter einschlug, traf ihn tödlich und verletzte auch den 10jährigen Buben und dessen Eltern und Schwester. Daß meine Mutter diesem Granatenhagel ohne Schaden entkommen war, wirkte auf uns wie ein Wunder.

Die Wutachbrücke, die den Bruderhof mit Ewatingen verband, wurde gesprengt. Sie knickte in der Mitte herunter in den Bach, so konnte man wenigstens zu Fuß, nachdem man einige Bohlen eingesetzt hatte, die Wutach überschreiten. „Als am 26. April die Deutschen bei Achdorf geschlagen waren, wurde Ewatingen am gleichen Abend von den Franzosen ohne jeglichen Kampf besetzt“, schrieb meine Mutter in einem ausführlichen Brief an Elisabeth. In diesen Apriltagen empfanden wir mit großer Dankbarkeit, so schrieb sie, daß dieser schreckliche Krieg nun sein Ende gefunden hatte.

Aber der Übergang, bis endlich das unsinnige Zerstören aufhörte, zeigte uns noch sein bedrückenden und brutales Gesicht. Dieses Klopfen und Dröhnen an unserer Haustüre bei Tag und Nacht von fliehenden, verirrt, hungernden Soldaten der deutschen Wehrmacht, deren Leitung sich in völliger Auflösung befand! Vom einfachen Soldaten bis zum 60jährigen Major irrten sie umher, einzeln, zu zweien oder in Grüppchen zu sieben und acht, bettelten um etwas zu essen, um Auskunft, um einen Unterschlupf für die Nacht. Wir gaben, was wir hatten, es durfte keiner hungrig weggehen.

Als das Kätherle einem Ausgehungerten einmal einen Teller Bratkartoffeln machte, sagte er glücklich, es sei ihm wie wenn er Geburtstag hätte. Die Kapelle wurde zum Übernachtquartier für manchen deutschen Landser. Kurz, nachdem der letzte den Hof verlassen hatte, kamen schon französische Militärs und durchsuchten das Haus nach deutschen Soldaten, besonders nach SS-Leuten. Wir erlebten auch, wie die ersten Franzosen durch das Haus stürmten und sich „organisierten“, was sie Eßbares fanden. Kätherles geliebte Hühner wurden sinnlos geschlachtet, Mutters schönster grauer Hase aus dem Stall gezerrt. Die Verrohung, die der Krieg in diesen jungen Soldaten angerichtet hatte,

zeigte sich in aller Deutlichkeit. Nun ja, heimlich dachte man, wenn nichts Schlimmeres passiert ... Als aber Herr Hinninger mit dem blutenden Waldi im Arm daher kam, dem einer in die Augen geschossen hatte, erfaßte uns Zorn und Traurigkeit und Enttäuschung.

Nach einigen Tagen, als die Besatzung sich unter einem Offizier in Ewattingen zu etablieren begann, legte sich der Sturm, die Rowdies verschwanden, die Situation beruhigte sich und die Menschen versuchten, ihr Leben und ihren Alltag einzurichten. Wir erhielten ein Schild an die Haustür unseres einsam gelegenen Bruderhofes, auf dem vermerkt war, daß seine Bewohner nicht belästigt werden durften, weil sie unter den Nazis gelitten hatten. Einmal, so erinnere ich mich, kamen zwei junge Marokkaner in französischer Uniform, hatten ein junges Rehkitz im Arm und baten schüchtern um etwas Futter für ihren vierbeinigen Kriegsgefangenen.

Nun neigte sich auch unsere Zeit auf dem Bruderhof zu Ende. Als erstes gruben wir die gußeisernen Behälter mit Haeckers Manuskripten aus der Erde. Otl Aicher nahm eines der Fahrräder, die die umherirrenden Landser am Wegesrand hatten liegen lassen, und machte sich auf den Weg zu seinen Eltern in Ulm und von dort aus in das Dorf Ustersbach, wohin Haecker sich nach dem Fliegerangriff auf München verzogen hatte, um ihm das gerettete Werk zu überbringen. Aber Haecker lebte nicht mehr. Er war am 9. April 1945 gestorben, nachdem er noch erleben mußte, dass sein jüngster 17jähriger Sohn Reinhard, an dem sein Herz hing, in den letzten Kriegstagen als Soldat des Volkssturms umgekommen war.

Im Lauf des Monats Mai kam ein Ulmer Bürger mit seinem Holzvergaser und bat meinen Vater im Namen eines provisorischen Gemeinderats, sich als Oberbürgermeister zur Verfügung zu stellen. So verließen als nächste meine Eltern die Arche über der Wutachschlucht. Ich selbst durfte noch einige Wochen bleiben, bis meine Eltern eine Wohnung in dem schwer zerstörten Ulm gefunden hatten. Denn auch unsere schöne geliebte Wohnung Münsterplatz 33 war bei dem schweren Fliegerangriff am 17. Dezember 1944 vollständig zerstört worden.

***Inge Aicher-Scholl***